

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 27 (1922-1923)
Heft: 9

Artikel: In der Lufthütte
Autor: L. W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wusstsein, dass nicht nur *unsere* Zeit des Lebens wechselvolles Spiel an sich zu erleben hat, sondern dass die wackeren Bernanger und Rheintaler jahrhundertlang durch harte Schulen mussten, bis sie endlich, frei und unabhängig von gnädigen Herren und Landvögten, eigne Herren auf ihrem eignen Grund und Boden waren.

Fast konnten wir uns nicht trennen von dem lieblichen Berneck. Wir haben uns aber darauf hin das Wort gegeben, unsere Quartalversammlungen öfter zu verlegen, hinaus in einen interessanten Winkel unserer Heimat. *L. W.*

In der Lufthütte.

Nach langem Winter-Schulquartal bin ich aus der Stadt geflohen, um im schmucken, hochgelegenen Toggenburgerdorf Degersheim — in der Kuranstalt Sennrüti — Schulstaub und innere und äussere Müdigkeit loszuwerden.

Ein Wunsch, der jeweilen aufsteigt beim Anblick der im Grünen, fernab vom Strassenstaub und Lärm gelegenen Toggenburgerhäuser, erfüllt sich. Ich bekomme Quartier in einem nach Sonne duftenden, hölzernen Einfamilienhäuschen, darf es ganz allein bewohnen.

Da nebeneinander eine ganze Reihe gleichartiger „Eigenheime“ liegen, merke ich mir die Hausnummer genau, damit ich nicht etwa einer Nachbarin gleich mit der Tür ins Haus stürme.

Mein Häuschen enthält ein gutes Feldbett, Tisch, Schrank, Sessel und Toilettentisch nebst dem ganz entfernten Verwandten eines Perserteppichs und Vorhängen aus Bauernleinen. Der ganze Luxusbau gibt sich den bescheidenen Titel *Lufthütte*.

Seine Kostbarkeit beruht aber gerade auf all dem, was er nicht hat: Keine weiss oder buntbemalte Decke, über welcher liebe Mitmenschen in Stöckelstöckelschuhen zu jeder beliebigen Nachtstunde lustwandeln; keine dunkeln dichten Rolladen, welche Lärm, Staub und überflüssiges Interesse der Nachbarn abhalten müssen und damit auch die erquickende frische Luft; keine Dinge, die man abstauben, klopfen, bürsten muss; kein Sicherheitsschloss an der Tür, das jedem, der das Haus betreten will, das Kompliment macht: Vielleicht bist du ein ehrlicher Mensch, wahrscheinlicher aber ist, dass du ein Dieb bist. Hier in der Lufthüttenkolonie herrscht die Politik der „offenen Tür“. Sieh, lieber unbekannter Kurgast — meine Tür hat nur einen hölzernen Riegel, den ein kleines Kind öffnen kann — aber ich nehme an, dass du ein ehrlicher Mensch seiest und nicht einmal diesen berührst. Natürlich wird dies Vertrauen mit gleichem Vertrauen beantwortet.

Wie ein kleines Heiligtum ist mir der wenige Quadratmeter grosse, gegen die Sonnenseite offene Raum. Wenn ich mich darin zur Ruhe lege, ist's, als ob ich die weithergetragene Last vieler grosser und kleiner Reisepakete hätte ablegen dürfen. Mit der reinen Höhenluft, die in die Hütte hereinzieht, atme ich tiefen seligen Frieden.

„Lieblich war die Maiennacht“ — singt der Dichter. Er hat sie wohl erlebt, gesehen, und — Bescheidenheit in Ehren — *ich* in meiner Lufthütte *auch*. Ich habe gehört, wie die Musik des Tages, Klang um Klang leis vertönte, ich hab es empfunden, wie mit dem Schein des Mondes hinter den dunklen Bergtannen die erquickende Stille heraufzog, um sich segnend übers maiengrüne Land zu legen.

Durch die Blütenbüschel des Birnbaumes und über seiner Krone sah ich goldene Sterne blinken, einer fuhr leuchtend in die blaue Unendlichkeit hinaus.

O ihr bedauernswerten Stadtleute, denen Autos und andere lärmende Ungetüme das Erleben solch heilig-stiller geheimnisvoll schaffender Maiennacht verwehren.

Doch — ist's Traum, ist's Wirklichkeit — plötzlich spottet dennoch so ein Stadtkobold mit lautem Geklapper meiner Lufthüttenpoesie. Die unregelmässigen, raschen Schläge einer Schreibmaschine tönen von irgendwoher. Im Sprechzimmer des Arztes drüben in der Vorhalle des Kurgebäudes steht ein kleines Schreibklavier. Aber alle Lichter sind gelöscht, die Patienten haben schon um 9 Uhr ihre von rheumatischen Schmerzen geplagten oder von Gicht heimgesuchten Glieder zur Ruhe gelegt. Ein zierlich flinkes Tippfräulein ist mir nie im Kurgebäude begegnet — also kann es niemand als der Arzt selbst sein, der mit der Schreibmaschine noch Sprechstunde hält. Während seine Sorgenkinder schlummern, bis der neue Morgen kommt — mit seinen neuen Sorgen, schreibt er Kurverordnungen für neuangekommene Patienten, Speisevorschriften für Diabetiker, für Fettsüchtige, für Magenkranke; ärztliche Atteste und wohl noch viele Dinge, welche die Sprechstunde bis in die nachtschlafende Zeit hinein verlängern und dem Heil der Kranken dienen. Der Blick zum sternbesäeten Himmel rief mir das Lied in Erinnerung: Es zieht die Liebe Gottes durchs All — durchs All, und wahrhaftig die kleine Schreibmaschine mit ihren Schlägen in stiller Nacht erzählt, dass auch selbstlose Menschenliebe hier im „All“ am Werke ist. Endlich ruht auch die Schreibmaschine.

Nach Stunden ist der erste Morgenschein in mein Hüttchen gekommen. Aber er hätte mich nicht zu wecken vermocht. Das brachten drei Musikanten zuwege, deren Taktlosigkeit einen selbst aus bärenhaftem Schlafe wecken musste. Es waren drei Kuckucke, die aus verschiedenen Himmelsgegenden riefen. Der eine *Kuckuck kuckuck*, der andere *ku-ku-kuck*, der dritte rief die betonte Silbe, während der erste die leichte zum Besten gab. Dabei übten die drei ihre Kunst mit solcher Ausdauer, dass sich endlich eine der schwarzweissen Sennrüti-Elstern bewogen fühlte aufs Lufthüttendach zu fliegen, um laut in den Morgen hinauszurufen: Takt, takt, takt, takt!

Nicht lange dauert es, so treten auch die Dorfgüggel zum Konzert an. Eine besondere Note und eigenen Rhythmus tragen unten in der Käserei die Borstentiere in diese Morgenmusik hinein, wenn ihnen das Frühstück gereicht wird.

Soviel Humor kann man zu früher Morgenstunde nur in einer Lufthütte erleben: Doch es ist Zeit, Toilette zu machen; denn schon kommt Besuch. Eine Schlupfwespe fliegt schwer beladen herein und sucht irgendein Löchlein in der Wand, in welchem sie ihre Bürde absetzen kann. Das Schlüsselloch meines Wandkastens beliebt ihr endlich als Absteigequartier, und ich mag zusehen, dass ich den Schlüssel nicht etwa in Anwesenheit des kleinen Gastes drehe, sonst ist's um ihn geschehen.

Ein Rotschwänzchen nickt mir oben vom Querbalken ermunternd zu, es wär Zeit zum Aufstehen, und wie ich zögere, lässt es ein missbilligendes *tz, tz, tz* hören.

Nach der Turnstunde im Wald-Luttpark und nach dem Frühstück im Kurhaus gilt es, zur Arbeit anzutreten; zu der Arbeit am leidenden Körper, in welchem die Grippe, der lange nasse Winter, die dicke Stubenluft, die unrichtige Ernährung, die Hast und das Getriebe des Stadtlebens ihre schlimmen

Spuren zurückgelassen haben. Wasser, Sonne, Dampf, Elektrizität, Wickel, Massage, Fasten, Ruhe oder Bewegung helfen in mannigfachem Wechsel und dem Kräftestand des Patienten entsprechend zugeteilt, die krankmachenden, schmerzverursachenden Giftstoffe aus dem Körper zu schaffen.

Meine heutige Verordnung führt mich in eine luftige Liegehalle, in welcher etwa 20 Ruhebetten stehen. Schon liegen auf den meisten wohlverpackte Wickelkinder, von denen man nur die Nase sieht. Bald liege ich ebenso gut versorgt, von einer gewandten, flinken Badefrau in drei Wohldecken gehüllt in meiner Solpackung, ausser stande Arm und Bein zu rühren. Ei, wie zahm wird eine zappelige Städterin, die in dieser Ruhe 1 1/2 Stunden verharren muss, und die — es herrscht „Redeverbot“ — zur Abwechslung höchstens mal die Zunge herausstrecken kann. Wenn ihr eine Biene auf die Nase sitzt oder wenn sie sich des Taschentuches bedienen sollte, muss sie mit flehenden Blicken die Badeassistentin herbeirufen.

Bei dieser Frühschoppenruhe stellt man auch etwa philosophische oder politische Betrachtungen an, und freut sich über den Ausgleich der Stände, den die Kur herbeiführt. Hier liegen Frau Präsident, Frau Doktor, Frau Pfarrer, Frau Millionär, Bäuerin, Schullehrerin, Telephonistin, Haustochter in grosser Selbstverständlichkeit nebeneinander, von einem Willen beseelt, die Schlaflosigkeit, die Magenschmerzen, das Rückenweh, die Nervösität, die Migräne, die Schmerzen in Bein oder Fuss und andere Dinge los zu werden. Für alle aber, die da seufzen und um ihr „zerfahrenes Haus“ bangen, haben die vielgeplagten Kurfrauen ein ermunterndes, tröstendes fröhliches Wort, das nicht wenig zum Kurerfolg beiträgt.

Wenn man die Guten von früh bis spät unverdrossen an der Arbeit sieht in dem vielgestaltigen Betrieb, wenn man sieht, wie sie — ohne Universitätsstudium — den verschieden gearteten Menschen gegenüber den richtigen Takt, Geduld und Verständnis walten lassen, dann ist das vielleicht für Leute, welche die Flügel hängen lassen wollen, auch ein Kurmittel. Es heisst sie, sich selbst bei den Ohren aus dem Kümmern und Ängsten herauszuziehen und mit frischem Mut ans Tagewerk zu gehen. Müd, verdrossen, griesgrämig, empfindlich, also ein wenig heruntergekommen bin ich in die Lufthütte eingezogen, froh und dankbar, mit neuem Mut zur Arbeit und zum Leben bin ich ausgezogen. Weiss schon, ihr werdet sagen, ich hätte euch dies bereits früher einmal gesagt — es schadet aber nicht, wenn ein paar Neue es auch wieder vernehmen. Schon das ist ein Beweis für meinen Kurerfolg, dass ich mich aufgerafft habe, es euch zu erzählen.

L. W.

† Martha Tschudin.

Wieder hat die furchtbare Tuberkulose ein junges Glied aus unsern Reihen dahingerafft. Martha Tschudin von Waldenburg ist am 10. April nach langem Siechtum erlegen. Die liebe Kollegin wurde am 10. Februar 1894 als drittes Kind von Bahnhofvorstand Tschudin in Waldenburg geboren und besuchte hier zuerst die Primarschule und dann mit gutem Erfolg drei Jahre die Sekundarschule. Einen Lieblingswunsch ihrer Mutter erfüllte sie, als sie sich entschloss, Lehrerin zu werden. Ihr Studium in Basel war bei ihrem starken Wachstum und den ermüdenden Bahnfahrten — sie wohnte eine Zeitlang bei Verwandten in Liestal — eine sehr grosse Anstrengung für sie. Zu ihrem Unglücke verlor sie ihre liebe Mutter, deren fürsorgender Liebe sie so sehr bedurfte, noch ehe sie